

genommen in seiner Komplexität erfassen, obwohl dies – in der Natur der Sache – nicht ohne Widersprüche verlaufen kann.

Lässt sich das Rezipieren von Gewalt in den „Ordnungsstörungen“ narrativ verhandelnden Kriminalfilmen „Tatort“ (Gräf, 133f.) vergleichen mit dem Spielen eines Ego-Shooters im Computerspiel? Ist es gerechtfertigt, Gewaltdarstellungen in den Informationsmedien anders zu bewerten als in der Kunst? (Elitz, 158) Ist die große „Horror-Literatur“ von Buffs und Frenks (Winter, 202) ein medienpädagogisches Ziel? Wenn Chaker (205ff.) den Fall eines Lehrers aufgreift, der suspendiert wurde, weil er aktiv Death-Metal betreibt und unter Jugendschutzgesichtspunkten fragwürdige Musikvideos auf seiner Homepage postet, in denen eine Frau bei lebendigem Leib die Bauchlecke geöffnet und die Beine mit Sägen abgeschnitten werden, und damit argumentiert wird, dass diese Umsetzungen identitätsstiftende Abgrenzungswünsche der Jugendkulturen zugrunde liegen, die innerhalb des semantischen Rahmens Sinn machen und als „Qualitätsmerkmal“ von Death Metal gelten dürfen, dann lässt sich – wie in der Überschrift des 4. Teils andeutet – hinterfragen, inwieweit derartige Phänomene abseits der Inhalte rein ästhetisch abgehandelt werden können.

Es erscheint nur folgerichtig, im Zuge zunehmender Komplexität gesellschaftlicher Handlungsbereiche und dem damit einhergehenden „Medialisierungsschub“ und der zunehmenden „Medialisierung“ von Gewalt (Grimm 15) anzunehmen, dass auch der Bedarf an einem Konsens bezüglich medienethischer Normen und verbindlicher Kodizes [...] zusehends größer“ wird (13). Gerade im Internet habe sich, so Herausgeberin Grimm (14), der Themenbereich „Gewalt IN den Medien“ (z. B. Gewaltdarstellungen) um den wachsenden Bereich „Gewalt UBER/VIA Medien“ (z. B. durch SMS, in Sozialen Netzwerken, Foren, Blogs) erweitert. Die medienethische Steuerungsfunktion durch Normen und Institutionen muss in der Folge immer stärker auch durch Werte- und Normierungsfragen auf Nutzer bzw. Produzent-Seite ergänzt werden. Hierzu ist die Verbindung von Medienethik und Medienpädagogik zentral. So ist nach Badura (8) „Medienkompetenz ohne inbegriffene Ethikkompetenz und teleologische Dimension [...] hohl, abstrakt und attrappenhaft.“

Dem hierin unterscheidet sich Gewalt von anderen medienethisch reflektierten Phänomenen: Gewalt als physische, psychische und materielle Gewalt (Grimm, 15f.) – in dem Band durch Liebsch erweitert durch die moralische

Schädigung einer Person – hat gerade bei Kindern und Jugendlichen das Potenzial einer auch langfristigen Verstärkung und Schädigung. Dies geht soweit, dass teilweise die „Grenze zwischen dem Jugendmedienschutz und der Kriminalitätsprävention kaum noch zu ziehen ist“ (18). Gerade weil die Wirkung ebenso schwer messbar ist wie ihre Verortung in einzelnen oder mehrfachen medialen Konfrontationen, ist die Verunsicherung in der Gesellschaft, v. a. bei Eltern, Pädagogen und den Regulierungsinstanzen sehr groß.

Sich aus ethischer Perspektive mit dem Gewaltphänomen auseinander zu setzen, bedeutet daher nach Grimm (15) auch, eine Verständigung über den Gegenstand zu erhalten, die empirische Medienwirkungsbefunde darzulegen, sich mit der Bewertung medialer Gewalt und der Begründung normativer Orientierungen auseinanderzusetzen und Handlungsoptionen aufzuzeigen. Nach Grimm sollen daher zukünftig durch interdisziplinäre Zusammenarbeit Wertfragen stärker in den Blick genommen, auf Gender-Aspekte fokussiert und zielgruppengerechte Präventions- und Interventionsstrategien in der medienpädagogischen Praxis entwickelt werden. Gerade in diesem Kontext erscheint es bedauerlich, dass der Band den Bereich des Jugendmedienschutzes, für den Gewalt eines der Hauptthemen ist, nur am Rande abhandelt. So wäre ein Verweis auf die Diskussion der Kriterien zu Wirkungsrisiken von Gewalt der KJM bzw. die Arbeit von jugendschutz.net eine wünschenswerte Ergänzung gewesen.

Insgesamt macht der Band in seinem Facettenreichtum einen gewaltigen Anfang zum Erstreben „Paradigmenwechsel“, obwohl die Frage nach dem nötigen Konsens in einer pluralistischen, auch von Einzelinteressen geprägten Gesellschaft hier wohl eher ein Desiderat bleibt. Ein Desiderat aber, das in einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft wichtige Prozesse in Richtung einer „Verantwortungskultur“ (Volpert, 75) antreiben kann und dabei ein sozialverträgliches Gewaltpotenzial immer mit aushalten muss.

Ingrid Stapf

Gerd Hallenberger (Hrsg.)
Gute Unterhaltung?!

Qualität und Qualitäten der
Fernsehunterhaltung

Konstanz: UVK, 2011. – 192 S.

(Alltag, Medien und Kultur: 8)

ISBN 978-3-86764-273-6

Im Sammelband *Gute Unterhaltung?! Qualität und Qualitäten der Fernsehunterhaltung* antworten zehn renommierte Medienwissenschaftler sowie einige Kritiker, Vertreter von Institutionen und zwei Unterhaltungsmacher auf die Leitfrage „Was verstehen Sie unter guter Unterhaltung?“ Diese Frage hat ihnen Gerd Hallenberger, der Herausgeber des Bandes, mitgegeben, mit dem ausdrücklichen Auftrag, die Frage nach dem Wesen von Unterhaltung an die Frage ihrer Qualität zu koppeln, um einfache Antworten wie „Unterhaltung ist, was unterhält“ oder „Unsere Qualität ist die Qualität von vornherein auszuschließen.“

Das ist leider nicht in jedem Fall geglückt, doch es schickt sich für eine „Landkarte des Nachdenkens über gute Unterhaltung“ (175), wie der Herausgeber den Band selbst beschreibt, sicherlich auch, dass einige der Beiträge das gängige Unterhaltungsverständnis reproduzieren und damit auch die Position repräsentieren, derzufolge Unterhaltung durch die Zuschauer definiert wird: Wenn sie nicht weg-zapfen, wenn sie sich amüsieren, wenn sie sich unterhalten fühlen, dann ist Unterhaltung. So wird Unterhaltung rezeptionsseitig bestimmt, der historische und institutionelle Kontext ihrer Produktion gerät aus dem Blick – sie wird schlichtweg individualisiert. Beispielsweise kann sich der Informationsversessene durch Informationssendungen unterhalten, wie Wolfgang Thaenert in seinen Beitrag behauptet, und eigentlich kann dieser Auffassung zufolge jedes Genre zur Unterhaltung werden, ob es sich um eine Show, eine Sportsendung, eine Dokumentation, eine Talkshow oder ein Kulturmagazin handelt, denn wie Lothar Mikos in seinem Beitrag ausführt: „Für den Autor dieser Zeilen findet gute Unterhaltung da statt, wo er beim Zapfen hängenbleibt, weil es spannend, emotional berührend oder komisch ist.“ (63) Und auch Jürgen von der Lippe, der in seinem Beitrag mit populistischem Geisteswissenschaftler-Bastung das Trauma seines Studiums zu bearbeiten versucht, kommt zu keiner tieferen Einsicht als dass Unterhaltbarkeit, die individuell erlebt wird, gute Unterhaltung ausmacht.

Spannender sind die Beiträge des Bandes, die den Auftrag des Herausgebers ernst genommen

haben und das Geheimnis „guter Unterhaltung“ jenseits der Unterhaltbarkeit zu ergründen suchen. So liefert Dieter Wiedemann in seinem Beitrag über die „Unterhaltbarkeit der guten Unterhaltung“ das Stichwort der „impliziten Unterhaltungstheorien“ (127), von der sich offensichtlich viele Beiträge in diesem Sammelband haben leiten lassen. Denn sie thematisieren nicht das Kulturmagazin oder die Dokumentation, sondern Genres der Unterhaltung wie Soap Operas, Reality TV, Fernsehkrimis oder auffallende Unterhaltungspersönlichkeiten des deutschen Fernsehens wie Thomas Gottschalk, Harald Schmidt oder Rudi Carrell. Implizite Unterhaltungstheorie geht, wie der Beitrag von Hans-Otto Hügel expliziert, davon aus, dass Unterhaltung ein Genre ist, das von professionellen Medienmachern produziert wird, die ihr Handwerk verstehen und es einsetzen, um Zuschauern leicht zugängliche Produkte für den unmittelbaren Genuss anzubieten. Sie zielen darauf ab, ihr Publikum zu unterhalten. Ihre Produkte bleiben auch dann Unterhaltung, wenn sich Zuschauer nicht amüsieren oder unterhalten fühlen, sie haben dann schlicht ihr Ziel verfehlt. So wie ein Chardonnay ein Chardonnay bleibt, auch wenn er nicht mundet. Die Traube und ihre Verarbeitung definieren den Wein, nicht seine Qualität. Nun könnte man folgern, dass gute Unterhaltung also die Unterhaltung sei, die ihr Ziel erreicht und ihre Zuschauer amüsiert. Aber diese Folgerung stellt nichts anderes dar als eine Variation des eingangs beschriebenen Unterhaltungsmissverständnisses.

Wie kann man diesem Missverständnis also entkommen? Viele Autoren im vorliegenden Band betonen sich in ihren Beiträgen auf Klassiker wie Pascal, Montaigne, die Gebrüder Grimm, Goethe, Schiller, Brecht, Eisler, und selbst auf Adorno und Horkheimers Auslassungen zur Kulturindustrie wird zurückgegriffen. Der Rekurs auf anerkannte Klassiker ist offensichtlich eine Reaktion auf die Frage nach der Qualität der Unterhaltung, formulieren die Klassiker doch durchweg normative Theorien oder Poetiken der Kunst. In den meisten Beiträgen, die sich für diese Strategie entscheiden, führt das zwar dazu, dass Qualitätskriterien formuliert werden, das aber mit der Konsequenz, dass die Spezifik der Unterhaltung aus dem Blick gerät. Der Unterschied zwischen Kunst und Unterhaltung, zwischen E- und U-Kultur, der mit der Autonomisierung der Kunst im 18. Jahrhundert entstanden ist und damit, wie Hügel unter anderem in seinem *Lob des Mainstreams* (2007) herausgearbeitet hat, zur Emanzipation der Unterhaltung als Gattung

geführt hat, verschwindet hier vollends. Dies könnte man als ein Indiz nehmen für die zunehmende Engrenzung der Unterhaltung, die, wie einige Beiträge im Band verdeutlichen, immer mehr Bereiche des gesellschaftlichen Lebens „einfärbt“. Dieter Wiedemann nennt in seinem Beitrag einige Beispiele für diese zunehmende Tendenz, Politik, Sport oder Kunst im Modus der Unterhaltung zu inszenieren. Aber die deskriptive Frage der Engrenzung von Unterhaltung ist eine andere als die normative Frage nach guter Unterhaltung.

Die Normativität dieser Frage stellen Knut Hickehner und Hans-Otto Hügel in ihren Beiträgen in den Mittelpunkt. Während Hickehner die Frage sozusagen „akzeptiert“ und Unterhaltung als spezifische Form der gesellschaftlichen Kommunikation in Zusammenhang bringt mit ihrem gesellschaftlich nachahngen Beitrag zur ethischen Selbstverständigung der Gesellschaft, weist Hügel die gesell. Frage nach guter Unterhaltung eher zurück, weil es das Wesen der Unterhaltung sei, sich allgemeinen Kriterien ihrer Beurteilung zu entziehen, wie sie Kritiker oder Wissenschaftler, ausgehend von ästhetischen oder ethischen Diskursen, formulieren; und umgekehrt: weil es das Wesen von Qualitätsdebatten sei, den Kern der Unterhaltung zu verkennen. So nähmen sie eher „den Charakter von öffentlichen Reinigungsriten“ an statt auf „eine Veränderung der Qualität der Unterhaltung“ (76) zu zielen. Hügel plädiert darum für eine Kritik der Unterhaltung, die von der Ästhetik des einzelnen Anreizes ausgeht, nicht von abstrakten, vorab festgelegten Kriterien.

Im abschließenden, sehr nützlichen Beitrag des Bandes ordnet der Herausgeber die Positionen des Bandes „kartographisch“ ein, wobei er sich auch an der Position Hügels abarbeitet. Doch sein Vorschlag, Qualität der Unterhaltung durch das „Meta-Kriterium“ (185) der Offenheit für Sinnangebote zu bestimmen, kann das durch Hügel gezeichnete Problem nicht lösen, weil es nicht an der Spezifik von Unterhaltung als kommunikativer Form ansetzt.

Nimmt man die Metapher des Bandes als „Landkarte des Nachdenkens über gute Unterhaltung“ ernst, dann ist anzunehmen, dass der Band – trotz der nachhaltigen Intentionalisierung des Medienmarktes wie der medienwissenschaftlichen Debatte – die nationalen Grenzen von Deutschland anno 2011 nicht überschreitet und wenige Beiträge die Grenzen des wissenschaftlichen Diskurses über Unterhaltung ausloten. Doch ist es das Verdienst des Bandes und seines Herausgebers, einige Fallstricke der Unterhaltungstheorie und die Grä-

ben der Unterhaltungsdebatte erneut sichtbar zu machen, und das auf sicherlich zugängliche und streckenweise selbst kurzweilige Weise.

EGGO MÜLLER

Literatur

Hügel, Hans-Otto (2007): *LoB des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und Populärer Kultur*. Köln: Herbert von Hellem

Constanze Jecker (Hrsg.)

Religionen im Fernsehen

Analysen und Perspektiven

Konstanz: UVK, 2011. – 216 S.

ISBN 978-3-86764-245-3

Ohne Zweifel ist das Thema Religion in den letzten beiden Jahrzehnten auch in der deutschsprachigen Medienforschung angekommen. „Religion in den Medien“ ist kein Nischenhema mehr. Dennoch fehlt es an vergleichenden, d. h. mehrere religiöse Orientierungen in den Blick nehmenden, empirischen Studien zu den Formen traditioneller Religion in den verschiedenen Genres und Formaten des Fernsehens. In diese Lücke stößt die vorliegende Studie und leistet hier einen hervorragenden Beitrag. „Religionen im Fernsehen“ untersucht die Thematisierungs- und Darstellungsmuster von Religion in Schweizer Fernsehprogrammen anhand qualitativer und quantitativer Verfahren.

Im Unterschied zu religionswissenschaftlichen, religionssoziologischen und theologischen Zugängen zu Religion im Fernsehen wird hier eine dezidiert kommunikationswissenschaftliche Perspektive eingenommen. Im Vordergrund stehen die Leistungen des Fernsehens, das beansprucht, ganz wesentlich die gesellschaftliche Informations- und Meinungsbildung voranzubringen. Auf welche Art und Weise ermöglicht das Fernsehen eine gesellschaftliche Kommunikation über religiöse Themen? Wie und an welchen Stellen brechen hierbei gesellschaftliche Konflikte in den Umgang mit Religion und der Religionen untereinander auf? Innerhalb dieser Frageperspektive fragt die zugrunde gelegte Studie nach dem quantitativen Umfang, der Platzierung innerhalb des Programms und nicht zuletzt nach dem thematischen Kontext von Religion in Schweizer Fernsehprogrammen. In methodischer Hinsicht kombiniert die Studie qualitative und quantitative Untersuchungsinstrumente und beansprucht auch, deduktive wie induktive Vorgehensweisen zu verknüpfen. Aus diesem Grunde setzen sich die Forscherinnen und Forscher im

einer überaus instruktiven Vorstudie intensiv mit der Frage der Identifikation von Religion auseinander (Kapitel 2). Auf der Basis eines differenzierten Instrumentariums zur Bestimmung des Religions wurden dann zwei Programmstichproben vorgenommen. In dieser ersten Stichprobe wurden die religiösen Elemente markiert, die Programmstrukturen, in denen diese Elemente eingelagert waren, analysiert und dann wurde eine qualitative Fundstellanalyse vorgenommen. Die Erkenntnisse der Codierungen und der Thematisierungskonstellationen flossen dann 37 Wochen später in eine zweite Programmstichprobe ein. Die Studie war damit so breit angelegt, dass nicht nur fiktionale Unterhaltungssendungen, sondern auch journalistische Berichterstattungen und Sonder-sendungen zu Religion einbezogen wurden.

Der relativ schmale Band besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil, drei Einzelkapitel umfassend, legt das zugrunde gelegte Untersuchungsdesign, die Methodik und die Resultate des Forschungsprojektes dar. Ein ganz besonderer Reiz, man muss sagen ein besonderer wissenschaftlicher Impuls, geht von dem Aufbau des Bandes aus: Der zweite Teil des Sammelbandes bietet Reaktionen verschiedener Wissenschaftler aus verschiedenen Fachbereichen zu den Ergebnissen der Studie. Die Leserinnen und Leser von „Religionen im Fernsehen“ haben so nicht nur die Möglichkeit, die direkten Ergebnisse des Forschungsprojektes zur Kenntnis zu nehmen, sondern durch die Reaktionen, Perspektivierungen, Erwägungen und Schlussfolgerungen in ein wissenschaftliches Gespräch über die Studie selbst einzutreten. Überaus spannend ist zu sehen, wie verschieden die Reaktionen der diversen Resonanzfelder ausfallen: Neben Perspektiven der Medien- und Kommunikationswissenschaft stehen Beobachtungen einer Redaktionsleiterin, des Präsidenten eines Publikumsrats, die Einschätzung des Bundesamts für Kommunikation (der Konzeptions- und Aufsichtsbehörde des Rundfunks in der Schweiz) sowie Einschätzungen aus der Unabhängigen Beschwerdestanz für Radio und Fernsehen (UBF). Die Rückmeldungen werden ergänzt durch einen Vergleich mit dem deutschen Fernsehen und zwei Reflexionen der Ergebnisse des Projektes im Hinblick auf die Darstellung des Islams und des Judentums. Eine gewisse Komplettierung erfahren die Reaktionen durch die beiden katholischen und evangelischen Fernsehbeauftragten der Schweizer Kirchen. Da die Reaktionen und Perspektiven mehr als die Hälfte des Bandes

ausmachen, mag man über die Gewichtung auf den ersten Blick etwas erstaunt sein. Bei genauerer Betrachtung erschließt sich jedoch der Gesamtband als überaus spannender Diskurs. Bienen der Band und die zugrunde liegende Studie wissenschaftliche Überraschungen? Nun, wie zumindest in der Wissenschaft, heißt es: „It depends...“ So mag es den einen oder anderen erstaunen, wie breit die Religionsthematik auch in einem für viele säkularen Staat wie der Schweiz in einer Fülle von Sendeformaten präsent ist. Dass das Christentum dabei dominiert, ist erwartbar, wenngleich die übermäßige Repräsentanz und Präsenz der katholischen Kirche spannende Fragen nach den Ursachen aufwirft. Die überaus starke Präsenz der Esoterik dürfte weniger dem empirischen Material als vielmehr dem Untersuchungsinstrumentarium geschuldet sein: Wenn die animierenden Tai-Chi-Übungen in den allmorgentlichen Sportsendungen von TS11 auf dem „Bildschirm“ der Studie als Religion erscheinen, dann wirft dies natürlich Fragen auf. Dass an den Religionen primär die rituellen Vollzüge, die Gewänder und Gebäude interessant erscheinen, wirft ein interessantes Licht auf die Darstellungslogik des Fernsehens – vor allem dann, wenn man zugleich den Befund ernst nimmt, dass eine starke Präsenz esoterischer Ideen beobachtbar ist. Dies alles sind nur einzelne Splitter der differenzieren und aufschlussreichen Befunde. Der akademische Wert der Studie bemisst sich nicht zuletzt darin, fruchtbare Anschlussfragen aufzuwerfen: Inwieweit bietet das untersuchte Material Indizien für eine Mediatisierung von Religion? Welche Differenzen lassen sich zwischen religiöser Selbstdarstellung und Fremddarstellung ausmachen? Wie lässt sich begründen, dass die Identifikation von Religion im Fall von „klassischen“ Religionen eher von Selbstidentifikationen ausgeht, im Fall der Esoterik aber ganz offensichtlich Fremdzuschreibungen dominieren? Aber auch an den Stellen, wo die Studie Gegenfragen anregt, ist sie schlicht „provokierend gut“.

Der von Constanze Jecker edierte Sammelband ist kein akademischer Wissenschaften-straß und keine Pflichtveröffentlichung nach einer mehr oder minder gelungenen Wissenschaftsfestagung. Es ist ein in der medienwissenschaftlichen Studie wie auch in der literarischen Inszenierung überaus gelungener Band, der die sachliche Komplexität der Präsenz von Religionen im Fernsehen produktiv wahrnimmt und zugleich in den Diskurs über diese Präsenz vielperspektivisch einführt.

Günther Thomas